

Nachdem die Verwaltung auf Kriegsbetrieb eingestellt, ging im Innern des Landes alles ruhig seinen Gang, so daß mein Mann im November sogar eine Dienstreise in den nordwestlichen Teil seines Bezirks antreten konnte; ich ging wieder mit. Zweck dieser Reise war, außer anderem, den Umfang der Feldbestellung bei den Eingeborenen zu beaugenscheinigen und die Leute zu außerordentlich gesteigertem Anbau von Getreide anzuspornen, da der Ausfall des sonst in unheuren Mengen vom Ausland bezogenen Reises, der das Hauptnahrungsmittel eines großen Teils der Bevölkerung bildet, durch einheimisches Getreide ersetzt werden mußte.

Das Reisen in dem ersten frischen Grün, das die eben begonnene Regenzeit über Nacht hervorgebracht, war trotz mancher Anstrengungen wirklich ein Vergnügen. Unsere Reiseroute lag weitab von dem Schienenstrang, so daß wir die Bahn nicht benutzen konnten. Am ersten

Tag fuhren wir mit dem Wagen einige Stunden weit, bis ins erste Lager, das von der vorausgesandten Karawane schon fertig aufgebaut war. Am anderen Morgen wurde der Wagen zurückgeschickt; mein Mann ritt nun, während ich mich in einer Hängematte von zwei Schwarzen tragen ließ oder zu Fuß wanderte.

Je weiter wir durch Wald und Feld zogen, je mehr vergaßen wir, daß Krieg war in der Welt; hier war alles Frieden und Ruhe, die Eingeborenen lebten in ungestörter Beschaulichkeit dahin. »Kein Laut der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit.«

Nur wir selbst erweckten die Dörfer, durch die wir kamen, aus ihrer Verträumtheit; stundenweit zogen die Bewohner meinem Mann entgegen und begleiteten uns singend und tanzend bis ins Dorf. Der Text der Gesänge wird bei solchen Gelegenheiten meist ganz aus dem Stehgreif genommen und bezog sich fast immer auf unsere Ankunft. Als besonders komisch ist mir in Erinnerung geblieben:

Der Vorsänger: Europäischer Vater!

Chor: Seife! Seife!

Der Vorsänger: Europäische Frau!

Chor: Seife! Seife!

*Da kommen sie, da kommen sie,
die sich jeden Tag
mit Seife waschen!*

Das könnte zwar unter den jetzigen Verhältnissen auch hier bald angestaunt werden, aber dort zu Lande hatte es damals noch nichts mit dem Kriege zu tun; die Busch neger bewundern eben immer unsere helle Hautfarbe und unsere frischgewaschenen Kleider und haben für Seife, die für sie nur in kleinen Stückchen zu erschwingen ist, immer ein großes Begehren, so daß sie für ein Stück Seife oft mehr Lebensmittel bringen als für Geld.

Einige Tage, nachdem dies Seifenlied verklungen, sagte ich auf dem Marsche zu meinem Koch: »Mfa, der Herr wünscht einen Hammelbraten zu essen, sieh zu, daß du einen Hammel zu kaufen bekommst.«

»Ich werde suchen, Bibi*.«

Als wir nun in das nächste Dorf kommen, wo der Sultan uns mit seinen Leuten eifrig begrüßt, sehen wir daselbst einen außergewöhnlich fetten Hammel herumspringen; mein Koch tritt sofort auf den Sultan zu, um das Tier zu erhandeln; unter einem schattigen Baume sitzend, sehen mein Mann und ich der Gruppe zu.

Nach langer Unterredung, die von heftigem Gestikulieren beider Parteien begleitet ist, kommt endlich der Koch zurück, ohne den Hammel, und sagt: »Bibi, ihr werdet heute keinen Hammel essen können.«

»Na, warum denn nicht?«

»Nein, Bibi, der Sultan will ihn nicht verkaufen, denn es ist seine Großmutter.«

* Frau, Herrin.

»Was??? seine Großmutter?«

»Ja, Bibi; diese Leute« – mit dem spöttisch überlegenen Lächeln des aufgeklärten Städters spricht nun der Koch – »diese Leute hier glauben, daß die Seele der Großmutter des Sultans nach ihrem Tode in diesen Hammel gefahren ist, deswegen wird das Tier so gut gefüttert und wohnt mit im Hause des Sultans. Der Sultan hat sich eben sehr aufgeregt, daß ich den Hammel schlachten wollte. Da habe ich ihn ihm gelassen.«

»Das war recht, Koch,« sagte lachend mein Mann, »geh nur gleich wieder hin und sage dem Sultan, daß ich seine Großmutter nicht essen will; wir werden uns mit einem Huhn begnügen.«

Sollte man bei solch heiteren Vorkommnissen, fern von europäischen Siedlungen, wohl viel an Krieg denken? Erst als wir uns nach drei Wochen Tabora wieder näherten, wuchs die Spannung, von der Kriegslage Neues zu erfahren und wohl gar unsere leise Hoffnung, daß in dieser Zeit vielleicht schon ein Waffenstillstand eingetreten sei, bestätigt zu finden.

Daß dies letztere leider nicht der Fall war, erfuhren wir schon durch den Vorsteher der kleinen Bahnstation Kombe, auf der wir mit unserer ganzen Karawane den Zug nach Tabora bestiegen. Auch am Bahnbetrieb merkten wir, daß noch Krieg war: auf den Stationen standen nämlich die Mannschaften vom Bahnschutz, die Brücken, Wassertürme, Magazine usw. zu bewachen hatten, und der Zug blieb bei Dunkelheit gänzlich ohne Beleuch-

tung, da mit Petroleum sehr gespart werden mußte. Auf den Stationen brannten statt der Laternen große Holzstöße, deren lodernde Flammen hoch zum schwarzen Abendhimmel emporstiegen, – ein prächtiges Schauspiel in der stillen tropischen Nacht!